

1 Die Beschreibung progressiver Selbstverdatung

Self-Tracking im Schnittfeld von Diskursanalyse und Gouvernementalitätsstudien

»From Foucault's perspective, ›Foucault‹ is not a valid argument for a particular analytical strategy.«

Niels Åkerstrøm Andersen

1.1 Die Unordnung der Diskursforschung

Seit einigen Jahren sind unter den zahllosen Auseinandersetzungen mit dem vielschichtigen und diskontinuierlichen Werk Foucaults zunehmend Anschlussarbeiten zu verzeichnen, die von hermeneutischen Primärtextexegesen und der Suche nach dem »wahren« Foucault ablassen und »Foucault« in erster Linie als Anregung für pragmatische Konzeptionen von Einzelfallstudien nutzen (Keller 2004: 7ff.). Das unübersichtliche Spektrum an Anschlüssen verzweigt sich vor allem entlang von drei dominanten Differenzierungslinien. *Erstens* besetzen Kultur- und Sozialwissenschaften, Pädagogik und Geschichtswissenschaften sowie ihre jeweiligen Bindestrichdisziplinen einzelne Begriffe und Gegenstände in Foucaults Werk nach eigenen fächerspezifischen Prämissen. Wobei sie *zweitens* auf verschiedene Epistemologien und Wissenschaftstheorien rekurrieren. Die unterschiedlichen Akzentuierungen der einzelnen Werkphasen bilden schließlich die *dritte* Differenzierungsdimension.

Insbesondere politikwissenschaftliche aber auch phänomenologisch-wissenschaftssoziologisch geprägte Diskursforschungen stützen sich in ihren Analysen auf klar abgrenzbare, institutionell verengte Konzeptionen von Diskurs, deren Einheit als deckungsgleich mit z.B. politischen Debatten im Bundestag (vgl. Schwap-Trapp 2006), wissenschaftlichen Spezialdiskursen (vgl. Waldschmidt 2004) oder massenmedial getragenen Prozessen der öffentlichen Meinungsbildung erscheinen (vgl. Matissek 2010). Charakteristisch für Studien dieses Typs ist die klare Trennung zwischen Theorie und Methode. D.h. sie verbinden entweder das zumindest in Teilen ausgearbeitete Instrumentarium der Archäologie des Wissens (Foucault 1981[1969]) mit sozialwissenschaftlichen Theorien oder die bei Foucault angeleg-

ten Theorien mit den jeweils geltenden Methodenstandards einer Inhalts- oder Deutungsmusteranalyse, der interviewbasierten Biografieforschung oder der ethnomethodologischen Konversationsanalyse zu einem klassischen, dualistischen Forschungsaufbau.

Dies mag nicht zuletzt auch damit zusammenhängen, dass Foucault sich selbst keiner Disziplin eindeutig zugeordnet hat und es ebenfalls ablehnte eine eigene Forschungstradition zu begründen (Andersen 2003: 115). Darüber hinaus verfolgte Foucault wechselnde Erkenntnisinteressen, für die er jeweils abgewandelte analytische Instrumentarien verwendete¹ und dessen methodische Reflexion über die »Archäologie« hinaus weitestgehend ausblieb.

Das Ergebnis dieser Entwicklung ist ein über Jahrzehnte gewachsenes, diverses Feld der Diskursforschung, in dem unterschiedliche Disziplinen und Teildisziplinen mit unterschiedlichen Schwerpunkt- und Zielsetzungen vertreten sind, welche die Grundzüge der Foucault'schen Diskurstheorie mit anderen Theorie- und Methodenbausteinen kombinieren, rekombinieren oder kontrastieren. Ein voraussetzungsloses Anknüpfen an den Begriff des »Diskurses« scheint angesichts dieser Unordnung der Diskursforschung kaum möglich.

Spätestens seit der postumen Veröffentlichung der Vorlesungen »Sicherheit, Territorium und Bevölkerung« (2004[1977-1978]) sowie »Geburt der Biopolitik« (2004[1978-1979]) wird die Diskursanalyse im deutschsprachigen Raum zudem durch das vergleichsweise junge Forschungsprogramm der Gouvernamentalitätsstudien erweitert.

In den folgenden Abschnitten sollen verschiedene Prämissen der Gouvernamentalitätsstudien sowie der Diskurstheorie auf der Ebene ihres jeweiligen Erkenntnisinteresses und der Methoden, die sie dafür aufwenden miteinander verhandelt werden. Der Vergleich beider Ansätze wird dabei durch die Frage angeleitet, wie sich eine Untersuchung der konstitutiven Bedingungen von Selbstvermessungstechnologien als Technologien des Selbst theoretisch und forschungspragmatisch positionieren muss, um das wechselseitige Verschränkungsverhältnis freiwilliger, progressiver Nutzung und planvoller Etablierung von Selbstvermessungstechnologien in den Blick zu bekommen.

1.2 Zum Verhältnis von Gouvernamentalitätsstudien und Diskursforschung

Eines der zentralen, d.h. über die unterschiedlichen Werksepisoden fortbestehenden Forschungsinteressen Foucault's betrifft die Suche nach den Mechanismen der

1 »Ich habe keine Methode, die ich unterschiedslos auf verschiedene Bereiche anwende« (Foucault 2003[1976-1979]: 521f.).

Herstellung gültigen Wissens, sowie der hierauf begründeten Ordnungen und Subjektformierungen. Es ist insofern eine Suche nach den kommunikativen Bedingungen der Erzeugung sozialer Wirklichkeit, dessen Kulminationspunkt der Diskurs bildet. Foucault hat diesen Begriff dabei bekanntermaßen unterschiedlich akzentuiert: Die Foucault'sche Diskurstheorie kennt sowohl einen frühen, vornehmlich strukturalen Diskursbegriff, der induktiv als Muster von Regelmäßigkeiten aus der Analyse humanwissenschaftlicher Verifikationsverfahren hervorgegangen ist, als auch einen Begriff, der die ursprüngliche Trennung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken (vgl. Foucault 1981: 234) aufhebt und Diskurse stärker in Beziehung zu Machtprozessen setzt. Anhand des genealogischen Verfahrens dekonstruiert eine so angelegte Diskursanalyse transzendente Subjektverständnisse als historisch bedingt und nimmt vor allem all jenes in den Blick, was nicht gesagt oder getan werden kann.

Mit den Vorlesungen zur Gouvernamentalität werden die Untersuchungen zur Verschränkung von Wissen und Macht im Prozess der Wahrheitsproduktion schließlich mit Blick auf staatliche und nicht-staatliche Formen der Macht weiter differenziert: »In seinen Analysen zu (neuen) Formen des Regierens als politischer Steuerung menschlichen Verhaltens nimmt Foucault verstärkt auch Praktiken und Technologien des Selbst in den Blick, sodass die Gouvernamentalitätsperspektive als Scharnier im Dreieck von Macht, Wissen und Subjektivität operiert« (Angermüller, van Dyk 2010: 9). Die Beschreibung der diskursiven Sinn- und Wissensproduktion tritt hier gegenüber der Beschreibung nicht-diskursiver Praktiken der Fremd- und Selbststeuerung in den Hintergrund, wobei allerdings eine Reflexion dieser Schwerpunktverschiebung oder eine Erläuterung des Verhältnisses zwischen den Grundrissen der Gouvernamentalitätstheorie und der Diskurstheorie sowie der Überschneidung ihrer Erklärungsansprüche unterbleibt.²

Die jüngeren an Foucault angelehnten Gouvernamentalitätsstudien, haben diesen offenen Deutungsraum inzwischen dadurch besetzt, dass sie die Grundrisse der Gouvernamentalitätstheorie mit methodisch bewusst puristisch angelegten Zeitdiagnosen zu einem Forschungszweig verwoben haben, der nach systematischen Verbindungen zwischen Rationalitätsformen, Regierungsweisen und Selbstverständnissen sucht. Derart konzipierte Gouvernamentalitätsstudien fokussieren vor allem auf technologische Regierungsaspekte. Dies umfasst Macht- und Selbsttechnologien ebenso wie Arrangements aus medialen Netzwerken, Apparaten, Dokumentations- und Visualisierungssystemen sowie administrativen Instrumenten, die in Form von Datenevaluation, Datenanalyse, Reglementierungen oder vertraglichen Vereinbarungen Subjekte zum Ziel disziplinierender, normalisierender, ermächtigender oder präventiver Verfahren machen (vgl. Bröckling 2010: 26ff.).

2 Siehe dazu Saar (2007).

Eine solche Forschungsperspektive bietet vielversprechende Anschlussmöglichkeiten für die Analyse des Selbstvermessungsphänomens; allerdings ist fraglich, ob ihr enger empirischer Zuschnitt ausreicht um den *progressiven* Aspekt der Selbstvermessung, als Untersuchung eines in der kontinuierlichen Entwicklung befindlichen Feldes, ergebnisoffen zu untersuchen.

Denn eine so gewendete Forschungsperspektive unternimmt zwei prägnante Schwerpunktsetzungen: Zum einen untersucht sie Wissensformen und Rationalisierungen im Kontext spezifischer Problemdiagnosen oder Notstände und zum anderen die mit ihnen korrespondierenden Strategien für die Bewältigung der diagnostizierten Probleme (vgl. Bröckling 2010: 24).³ Dabei geht sie davon aus, dass Regime des Regierens oder Selbstregierens mehr oder weniger ausgearbeiteten, aber meist schriftlich niedergelegten Programmen folgen oder sich planvollen, meist wissenschaftlich gestützten Verfahren bedienen, um vorab definierte Ziele zu erreichen (vgl. Bröckling 2010: 36). Ihren empirischen Ausgangspunkt bilden daher vor allem Manuale, Handbücher, Leitfäden oder Richtlinien, die praktisches Wissen in Form von Empfehlungen, Anleitungen oder Anweisungen beinhalten und in der Regel eine klar benennbare Urheberin aufweisen.

Aus diskurstheoretischer Sicht stellt eine Beschränkung auf Manuale, Anweisungen oder Pläne allerdings bereits einen künstlich gewählten Ausschnitt inmitten diskursiver Prozesse dar, von dem aus die Erscheinungsbedingung bestimmter Aussagen, Strategien und Gegenstände zwangsläufig unterbelichtet bleiben. Damit erscheint »Gouvernementalität« aus Sicht der diskursanalytischen Methodologie eher als eine Fragestellung, denn als ein vollständiges Forschungsprogramm.

Eine derart auf planvolles Einwirken ausgerichtete Forschungsperspektive läuft zudem Gefahr, in das Fahrwasser kausaler oder intentionalistischer Erklärungen zu geraten, denen zufolge Strategien und Pläne als Operationalisierungen eines Willens erscheinen.

Von den methodologischen und methodischen Problemen, die derartige Zugänge mit sich bringen, abgesehen, mögen Intentionen der Ausgangspunkt eines Ereignisses sein; sie sind aber nicht identisch mit den Bedingungen seines Erscheinens. Der diskursanalytische Ansatz begründet sich demgegenüber geradezu darauf »dem Subjekt seine Rolle als ursprüngliche Begründung zu nehmen und es als Variable und komplexe Funktion des Diskurses zu analysieren« (Foucault 2001a[1969]: 1029).⁴ Macht-Wissen-Komplexe lassen sich besonders dadurch freilegen, dass in der Analyse die Aufmerksamkeit auf die Differenz zwischen potentiell möglichen Aussagen und Handlungen und den tatsächlichen Aussagen und

3 Bröckling bezieht sich hier auf die Vorlesungen zu den Mechanismen mit denen Gesellschaft Souveränität generiert, die Foucault im Jahre 1973 an der Katholischen Universität in Rio de Janeiro gehalten hat (Foucault 2002: 10).

4 Zitiert nach Lüders (2007: 79).

Handlungen gerichtet wird, die sich in diskursiven Prozessen durchsetzen. Entsprechend lässt sich der Sinn oder die Bedeutung von Aussagen nicht auf die Absicht oder die Gedanken eines Subjekts zurückführen (vgl. Foucault 1981: 182).

Subjektkonstitutionen sind nicht als Ergebnis einer sich durchsetzenden Intentionalität, einer planvollen Selbst- oder Fremdeinwirkung zu betrachten; vielmehr stellen sie als Effekt diskursiver Prozesse Idealvorstellungen dar, die zum Ziel von Bestrebungen werden oder an denen sich Selbst- und Fremdbeschreibungen ausrichten können. Zu Subjektivierungsprogrammen werden sie dann, wenn derartige Selbstkonstitutionen durch öffentliche Konventionen begrenzt oder ermuntert werden.

Wie Bröckling und Krasmann selbst schreiben, neigen viele Gouvernamentalitätsstudien daher dazu sich im »Zirkel der Selbstbestätigungen« zu verfangen und nur herauszufinden, was sie bereits wissen (Bröckling 2010: 39). Das betrifft eng fokussierte Einzeluntersuchungen, die verschiedenste Phänomene als Effekte der immer gleichen Strategien und Rationalitäten subsumieren ebenso wie historische Großnarrative, welche die Entwicklung von Regierungsweisen mit einer evolutionären Logik vom Liberalismus bis zum Neoliberalismus nachzeichnen. Unter vielen Gouvernamentalitätsstudien hat dies zu einem impliziten Finalismus geführt, der eine kontinuierliche Rationalisierung und Optimierung unterstellt (vgl. Bröckling 2010: 33f.) und durch die argumentative Reproduktion von Sachzwanglogiken zu einer wissenschaftlichen Fundierung der beschriebenen Regierungsweisen im Sinne eines Unvermeidbarkeitsnachweises beiträgt (vgl. Lemke 2007: 60f.).

Dies mag auch damit zusammenhängen, dass in der Fokussierung der Gouvernamentalitätsstudien auf einen eindimensionalen Materialtyp bei gleichzeitiger hypothetischer Gleichsetzung von Regierungsprogrammen mit den dazugehörigen Blaupausen, eine kausale Argumentationsweise immer schon latent angelegt ist. Die sich wechselseitig bedingenden, verstärkenden oder diametral entgegelaufenden Kräfteverhältnisse, die im Zuge der Konstituierung und Implementierung von Regierungsweisen auch als Diskontinuitäten, Brüche, Irritationen und Abwandlung wirksam werden können, werden so häufig durch eine lineare Argumentation überformt.

Eine Analyse, die darauf abzielt zu beschreiben, wie Machttechnologien als Technologien des Selbst diskursiv hergestellt werden, muss über die Frage hinausgehen, welche Ziele mit der Installation von Regierungsweisen verbunden werden und ihren Fokus über einzelne Textgattungen oder die durch sie beschriebenen, angeleiteten oder legitimierten Technologien hinaus ausdehnen. Sie gewinnt ihre Erklärungskraft vielmehr erst indem sie die *Relationen* zwischen verschiedenen Texten in den Blick nimmt und Aussagen, sowie Diskurspositionen, Ziele, Strategien und vorläufige Ergebnisse in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit rekonstruiert. Dies betrifft vor allem Relationen mit drei verschiedenen Verweisungsrichtungen: (a) Zum einen die diskurskonstituierenden Relationen des Kerndiskurses, (b) die

Interdiskursrelationen, die den Kerndiskurs mit Teildiskursen der Massenmedien oder institutionalisierten Diskursinterventionen z.B. des Gesundheitsmanagements, des Marketings der Konsumgüterindustrie oder der Wissenschaft in Beziehung bringen, (c) als auch die Relationen zwischen Diskurselementen im zeitlichen Verlauf, die anzeigen, an welche Wissenstraditionen angeschlossen und mit welchen Kontinuitäten gebrochen wird. Denn erst durch einen solchen zumindest flüchtigen Blick auf Vorläuferentwicklungen, lassen sich die gegenwärtigen Selbstverständnisse und Identitätsfiktionen, die im Diskurs als Ursprung oder Motiv von Selbstvermessung auftauchen, als eine von den intentionalistischen Selbstauskünften der Beteiligten losgelöste Herkunftsgeschichte⁵ beschreiben⁶. Zusammengefasst ermöglichen es diese Relationen ein Verständnis von den Bedingungen zu erlangen, unter denen bestimmte Technologien populär werden können, bestimmte Bereiche des Lebens von ihnen durchdrungen werden, wobei andere unberührt bleiben und schließlich ein Verständnis davon, welche Kriterien bei der Entwicklung von Selbstvermessungstechnologien berücksichtigt werden müssen, damit sie Legitimität, Wahrheit, Kreativität oder Wissenschaftlichkeit für sich beanspruchen können.

Das Feld der Selbstvermessung ist in besonderem Maße dazu geeignet nachzuzeichnen, wie eine bestimmte Form der Subjektivität aus dem Spannungsgefüge verschiedener Deutungskonflikte und Macht-Wissen-Komplexe hervorgeht, da ihre Konstitutionsbedingungen in umfassender Weise offen liegen. Numerische Daten sowie Taxonomien und Klassifikationssysteme werden ebenso wie ihre sprachlichen Erläuterungen, Bedarfsbeschreibungen, Kommentare, Kritiken und Gebrauchsanweisungen durch ihre Anwender*innen und Entwickler*innen ausführlich dokumentiert und sind in rekonstruierbarer Weise miteinander verbunden.

Die Anwendung von Vermessungstechnologien kann sich in Einzelfällen an Empfehlungen und Anweisungen ausrichten oder sogar verordnet sein, was sie in offensichtlicher Weise zu Regierungstechnologien macht. Der in diesen Texttypen zugrunde gelegte Bedarf, Notstand oder Nutzen sowie die Erscheinungs-

5 Foucault verwendet die Unterscheidung zwischen Ursprung und Herkunft, um eine antiesentialistische Auseinandersetzung mit Geschichte zu kennzeichnen. Wohingegen der Ursprung für sich beansprucht, das genuine Inerscheinungtreten einer Idee oder eines Phänomens aufzeigen zu können, markiert die Herkunft das Ergebnis einer selektiven Spurensuche, die alternativen Erzählungen gegenüber aufgeschlossen ist und vor allem praktisch endlos durch die Geschichte weiterverfolgt werden kann (vgl. Foucault (1981[1969]): 22f.).

6 »[...] Und genau das würde ich Genealogie nennen, d.h. eine Form der Geschichte, die von der Konstitution von Wissen, von Diskursen, von Gegenstandsfeldern usw. berichtet, ohne sich auf ein Subjekt beziehen zu müssen, das das Feld der Ereignisse transzendiert und es mit seiner leeren Identität die ganze Geschichte hindurch besetzt« (Foucault 1978: 32).

form eines Self-Tracking-Tools oder die nahegelegten Nutzungsweisen, ihr Funktionsumfang usw. ist allerdings auch in diesen Fällen bereits diskursiv erarbeitet, wird kontinuierlich verändert oder (re)kombiniert und überwindet daher niemals den Status einer nur vorläufigen Stabilität. Als Kreuzungspunkt verschiedener Diskurse erscheinen alle Technologien des Selbstvermessungsfeldes als Bündelungen von Wiederholungen, Regelmäßigkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die nicht durch Subjekte produziert werden, sondern sich als Resultat der Ermöglichung und Verunmöglichung bestimmter Anschlüsse ergeben, an denen unterschiedlichste institutionelle oder nichtinstitutionelle, gegenwärtige und vergangene Diskurspositionen beteiligt sind. Dies macht alle beteiligten Subjekte und Institutionen zu Produktionsorten von Technologien, verweigert ihnen aber den Status von Produzent*innen – die Urheber*innen von Manualen, Verordnungen und Regelwerken eingeschlossen.

1.3 Diskursanalyse als induktives Verfahren

Im Interview »Wer sind Sie Professor Foucault?« (2001[1969]: 776)⁷ gab Foucault an, seine Arbeit ließe sich am besten als »eine Analyse der für unsere Kultur charakteristischen kulturellen Tatsachen definieren. In diesem Sinne handelt es sich gewissermaßen um eine Ethnologie der Kultur, der wir selbst angehören« (ebd.). Demnach setzt die Diskursanalyse, ähnlich wie die verstehende Soziologie nach Alfred Schütz (1972) oder die Ethnografie (vgl. Hirschauer, Amann 1997), eine künstlich eingenommene Naivität gegenüber dem Feld, als ein Forschungsinstrument ein.⁸ Die Diskursanalyse sucht auf diese Weise nach der Methodizität des Feldes selbst und folgt bei seiner Beschreibung den dort vorherrschenden Regeln (Bublitz 2006: 233). Diskurse lassen sich so als geregelte Streuungen von realisierten Aussagen begreifen (vgl. Meier 2008: 24), die sich in Form von Klassifikationen, Taxonomien und Teilungspraktiken erschließen lassen. Diese machen gleichermaßen die subjektivierende Kraft des Diskurses aus.

Der deskriptive Teil der Analyse folgt diesen subjektivierenden Eigenschaften des Diskurses, wohingegen der analytische Teil versucht die Bedingungen zu beleuchten, die zu diesen Klassifikationen führen, die Begründungsmuster und ihre Herkunft zu rekonstruieren, das Fehlen von Aussagen und Positionen, die diskursiven Brüche und institutionellen Zwangs- oder Ausschlusspraktiken sowie seine epistemischen Integrationsstrukturen, Machtpraktiken und Wissensformen herauszuarbeiten (vgl. Bublitz 2003: 58).

7 Zitiert nach Lüders (2007: 92).

8 Zur Offenheit des diskursanalytischen Verfahrens siehe auch Foucault (1981[1969]: 51; 58ff.).

Vergleichbar auch mit induktiven Forschungsansätzen wie der Grounded Theory (vgl. Glaser, Strauss 2005[1967]) folgt die Diskursanalyse dem Konzept der »aufsteigenden Analyse« (Foucault 2003: 239). Als evolvierende Methode steigert sie ihr konzeptuelles Niveau mit zunehmendem Verlauf, wobei weder thematische Schwerpunkte, Themen oder einzelne Gegenstände die Einheit des Diskurses herstellen, noch Ordnungsstrukturen aus einer vorgängigen Gesellschaftstheorie bezogen werden. Die Klassifikations- und Konstitutionsregeln des Diskurses bilden damit gleichzeitig den Gegenstand und das methodische Werkzeug der Diskursanalyse (vgl. Bublitz 2006: 234f.). Somit erschöpft sich eine an einem Feld oder Phänomen interessierte Diskursanalyse nicht in der Untersuchung einer fest eingrenzenden oder organisierten Debatte. Vielmehr stellt die Aufdeckung einer diffusen Menge von Diskurselementen und ihrer Relationen die erste analytische Leistung dieser Methode dar. Sie erzeugt damit eine Heuristik für die systematische Beschreibung und Analyse eines Feldes, indem sie den Regeln, Taxonomien, Ordnungen und Systematiken des Feldes selbst folgt.⁹

Vor diesem Hintergrund erscheinen Gouvernamentalitätsstudien durch die Fokussierung auf Regierungsweisen und die empirische Einschränkung auf bestimmte Materialtypen als Analysen mit einem bestimmten Analyseziel bzw. einer übergeordneten Rahmenfragestellung.

Nimmt man Diskursanalyse als induktive Methode ernst, lässt lediglich im Verlauf der Forschung, oder im Rückblick auf die Forschung entscheiden, ob es sich um eine Aufdeckung von Regierungsprogrammen handelt, wobei Gouvernamentalität das Ergebnis, allerdings nicht der Ausgangspunkt einer Analyse sein kann.

1.4 Aufsteigende Analyse und aufsteigende Methodenbildung

Foucault ist in seinen Untersuchungen nicht nur dem Modell der aufsteigenden Analyse, sondern auch dem Prinzip einer aufsteigenden Methodenbildung gefolgt, mit dem er sich schrittweise und »ohne festen Grund emporgearbeitet« hat (Diaz-Bone 1999: 119). Insbesondere die frappierenden Unterschiede zwischen den einzelnen Monografien und ihre nur geringe Bezugnahme aufeinander zeugen von einem »Denken im Prozess«, das an einer »vereinheitlichenden Kanonisierung« kein Interesse entwickelt hat (vgl. Pieper 2006: 269f.). Die Kontinuitätswänge, die er in historischen und biografischen Narrativen aufdeckt, kontrastiert er mit der

9 »Wo man in einer bestimmten Anzahl von Aussagen ein ähnliches System der Streuung beschreiben könnte, indem man bei den Typen der Äußerung, den Begriffen, den thematischen Entscheidungen eine Regelmäßigkeit definieren könnte, kann man sagen, dass man es mit diskursiven Formationen zu tun hat. Man wird Formationsregeln die Bedingungen nennen, denen die Elemente dieser Verteilung unterworfen sind« (Foucault 1981[1969]: 58).

zeitlichen Bedingtheit des eigenen Denkens: »Jedes Buch verändert das, was ich gedacht habe, als ich das vorhergehende Buch abschloss« (Foucault et al. 1996[1978]: 24).¹⁰

Wohingegen er in der Ordnung der Dinge (Foucault 1991[1966]) im Zuge der Auseinandersetzung mit den integrativen Ordnungsschemata von Epochen, bzw. der impliziten Regelmäßigkeiten, durch die »in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird« (Foucault 1991[1966]: 10f), kaum eine Reflexion über die Systematik seines Vorgehens lieferte, diente die spätere Archäologie akademischer Wissensbildungsprozesse (Foucault 1981[1969]) vor allem auch als Ordnung der eigenen Methode. Im Zuge dieses Unterfangens machte er also erstmals auch die eigene Regelgeleitetheit und die Selektionsprämissen seiner Beschreibungen zum Gegenstand einer Meta-Reflexion und ermöglichte z.B. durch die Herausstellung verschiedener analytischer Ansatzpunkte wie Gegenstände, Aussagen und ihre jeweiligen Modalitäten zumindest Grundrisse eines reproduzierbaren Vorgehens. Diese diskursiven Formationen (Foucault 1981[1969]: 48ff.) stellen allerdings dennoch eher ein theoretisches Differenzierungssystem, als ein empirisches Forschungsdesign mit klar definierten Regeln dar. »Wer fragt wie Foucault vorgegangen ist, woher er wusste, wonach er suchen muss, wie er die Auswahl seiner Texte durchgeführt hat, wie sich die Hypothesen konstruiert haben, die seine rekonstruktive Analyse angeleitet haben etc., wird die Antwort nicht ohne weiteres finden« (Diaz-Bone 1999: 120).

Die nur schemenhafte Skizzierung des methodischen Verfahrens anstelle einer schematischen Systematik erscheint vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit der Methodizität von Wissensbildung – also auch der ganz allgemeinen Proklamation einer nur schwer möglichen Trennung zwischen Theorie und Methode – als unumgängliche Konsequenz der zu Grunde liegenden Methodologie und ihres zeitgeschichtlich ausgerichteten Relativismus. So setzt Foucaults Analyse der Ermöglichung und Limitierung von Erkenntnisleistungen nicht erst bei der Methodik von Wissensbildungsprozessen, sondern bereits bei den ihr zugrunde liegenden Begriffen an, die sowohl die Darstellung der Methode als auch die durch sie gewonnenen Erkenntnisse präformieren (vgl. Pieper 2006: 270).

Die Diskursanalyse als mehr oder minder unbestimmtes Amalgam aus Methode, Theorie und epistemologischer Wissenschaftstheorie dekonstruiert nicht lediglich Diskurse im Sinne kontrolliert abgesteckter Forschungsfelder, sondern sie kontextualisiert die Gültigkeit von Wissen anhand vermachteter Ordnungsstrukturen. Dies betrifft nicht nur die universellen Ansprüche wissenschaftlicher Ontologien, sondern grundsätzlich alle Formen der Wissenskonsolidierung, für die auch ihr eigenes Forschungsdesign keine Ausnahme darstellt (vgl. Bublitz et al. 1999: 13f.).

10 Zitiert nach Bublitz et al. (1999: 11).

Bemisst man Foucaults Diskursanalyse an ihren eigenen Prämissen, kann auch sie sich von den Wirkmechanismen der Perspektiven- und Kontextgebundenheit nicht frei machen und jedes Forschungsergebnis kann immer nur den Status einer temporär geltenden Gültigkeit für sich beanspruchen, die in einer kontingenten Beziehung zu alternativen Lesarten steht und deren Bedeutung sich auch im zeitlichen Verlauf kontinuierlich verändert.

Foucaults eigene Abgrenzung (2002[1970-1975]: 166) von der archäologischen Methode zugunsten des genealogischen Verfahrens, stellt für die zeitliche Begrenztheit methodischer und theoretischer Modelle selbst ein gutes Beispiel dar. Bereits wenige Jahre nach der »Archäologie des Wissens« bezieht sich sein Untersuchungsinteresse den eigenen Auskünften nach bereits nicht mehr schwerpunktmäßig auf die Analyse des Verweisungssystems der diskursiven Formationen, sondern rückt vielmehr nicht-diskursive Elemente wie Institutionen, Formalismen, Praxen und Architekturen ins Zentrum der Betrachtung. Diese Verschiebung erscheint in den meisten Foucault-Rezeptionen als werksimmanenter Bruch, der etwa die genealogische von der archäologischen Schaffensphase trennt. Entsprechend wird mit der Archäologie ein stärker gegen die strukturelle Linguistik gerichtetes Einzelwerk gesehen, dass im Verlauf der späten 1970er Jahre durch umfassende Auseinandersetzung mit verschiedenen Machtmechanismen abgelöst wird, die er in der historischen Kontingenz ihrer Ausdrucks- und Legitimitätsformen untersuchte. Diese Lesart der stringenten Trennung beider Werksphasen hat sich inzwischen weitestgehend etabliert, geht dabei aber oft etwas leichtfertig über ihre Zusammenhänge und Parallelen hinweg.

Obgleich eine Fokussierung auf konzeptionelle Ähnlichkeiten unterschiedlicher Monografien eine Navigation innerhalb des ohnehin nicht leicht zu überblickenden Werks einerseits erschwert, wirkt sie andererseits dem impliziten Drängen entgegen, sich mit einer an Foucault anschließenden Analyse für oder gegen bestimmte methodische Prämissen einzelner Werksabschnitte zu entscheiden, die wiederum quer zu den dort verhandelten Phänomenen und Theorien liegen.

Denn so wie man über gouvernementale Programme sagen kann, dass sich ihre gesellschaftliche Relevanz (fernab formalistischer und institutioneller Regeln) über den Diskurs realisiert, lassen sich die diskursiven Formationen wiederum aus der genealogischen Perspektive als historisch kontingent betrachten und in einen machttheoretischen Zusammenhang mit nicht-diskursiven Praktiken, Architekturen oder juristischen Formen bringen. Foucault selbst ist in Bezug auf die eigenen Wechsel zwischen methodischen Fragmenten und Interessensgebieten ein eher pragmatischer Umgang zu unterstellen. In Bezug auf die durch ihn eingeschlagene

nen Forschungswege, seine Ideen, Modelle, sowie Skizzen und Instrumente sagte er: »Machen Sie damit, was Sie wollen« (Foucault 1999[1975-1976]: 7f.).¹¹

Auch wenn jeder spezifische Analyseschwerpunkt notwendiger Weise immer auch eine spezifische Gewichtung methodischer oder theoretischer Fragmente verlangt, müssen deren Eigenheiten beim Wechsel des Erkenntnisinteresses nicht völlig aufgegeben werden. So gibt es im Grunde keinen Anlass, eine Auseinandersetzung mit Machtfragen auf das methodische Repertoire der Foucault'schen Analysen zu beschränken, in denen er Macht selbst als expliziten Analysegegenstand ausgewiesen hat. Ganz im Gegenteil scheinen die an Foucaults Genealogie orientierten Machtanalysen bisweilen hinter der epistemologischen Grundsätzlichkeit der Machtkonzepte zurückzubleiben, die bereits in der Archäologie angelegt ist. Die nicht selten anzutreffende Aussage etwa, dass im Diskurs nicht alles *Gehör* findet, was gesagt werden kann (vgl. van Dyk und Angemüller 2010), ist bereits als ein institutionalistischer Bias in der Anwendung Foucault'scher Theorie zu werten, der Machtverhältnisse auf beobachtbare Ungleichheiten, Asymmetrien oder Kräfteverhältnisse reduziert.¹² Dabei ist die Machttheorie Foucaults, unabhängig von beobachtbaren Kräfteverhältnissen auf der Ebene der Sprechorte und Distributionskanäle, bereits viel tiefer mit einer kritischen Epistemologie verwoben, von der aus schon als Machtfrage erscheint was überhaupt gesagt oder *gedacht* werden kann. Wenn Foucault in der »Archäologie des Wissens« formuliert, dass der manifeste Diskurs immer auch die repressive Tendenz dessen darstellt was nicht gesagt werden kann (Foucault 1981[1969]: 39), zielt dies nicht nur auf die unmittelbare Unterdrückung bestimmter Wissensformen und Selbstverhältnisse (bzw. ihre Förderung – um die produktive Komponente des Foucault'schen Machtbegriffs mit zu benennen), sondern weist auch auf die latenten Bedingungen hin, mit denen Wissen als langsam sich verstetigende Form von Aussage-Gegenstands-Relationen entsteht und auf dieser Ebene bereits zu einer gleichzeitigen Ermöglichung und Verunmöglichung des überhaupt denkbaren führt. Mit dem Archiv und dem historischen Apriori liefert Foucault zwei verschiedene Konzepte für kollektive Denkschemata, durch die diskursive Aussagen und Aussagebedingungen

-
- 11 Foucault während der Vorlesung »In Verteidigung der Gesellschaft« in Bezug auf die durch ihn eingeschlagenen Forschungswege sowie seine Ideen, Modelle, Skizzen und Instrumente. Zitiert nach Kerchner und Schneider (2006: 9).
 - 12 Foucault hat eine derartige Machtkonzeption selbst vertreten, indem er in seiner Antrittsvorlesung »Ordnung des Diskurses« am Collège de France vordergründig von »Ausschließung«, »Verknappung« und strategischen Regulationsinstanzen im Sinne einer »Diskursiven Polizei« sprach (Foucault und Konersmann 1991[1970]: 25, zitiert nach Pieper 2006: 272). Schon im Rahmen der Folgearbeiten distanzierte er sich allerdings von juristisch-repressiven Machtkonzeptionen und appellierte dafür, Macht und Wissen nicht als per se unterschiedliche Kategorien zu behandeln.

historisch prädeterminiert werden, ehe es im Machtfeld des Diskurses überhaupt zur Artikulation einer Äußerung kommt.

Foucaults Dekonstruktion jener Ordnung die den Dingen inhärent scheint, liefert so eine Analyse der Denkschemata einer Kultur, die nicht nur das Wissen, sondern auch die Selbstverhältnisse und die sozialen Praxen organisieren (vgl. Bublitz 2003: 45f.). Auch wenn auf das ausgearbeitete Vokabular einer »Archäologie« nicht mehr explizit Anschluss genommen wird, reichen ihre epistemologischen Grundsätze daher in seine Folgeuntersuchungen hinein.